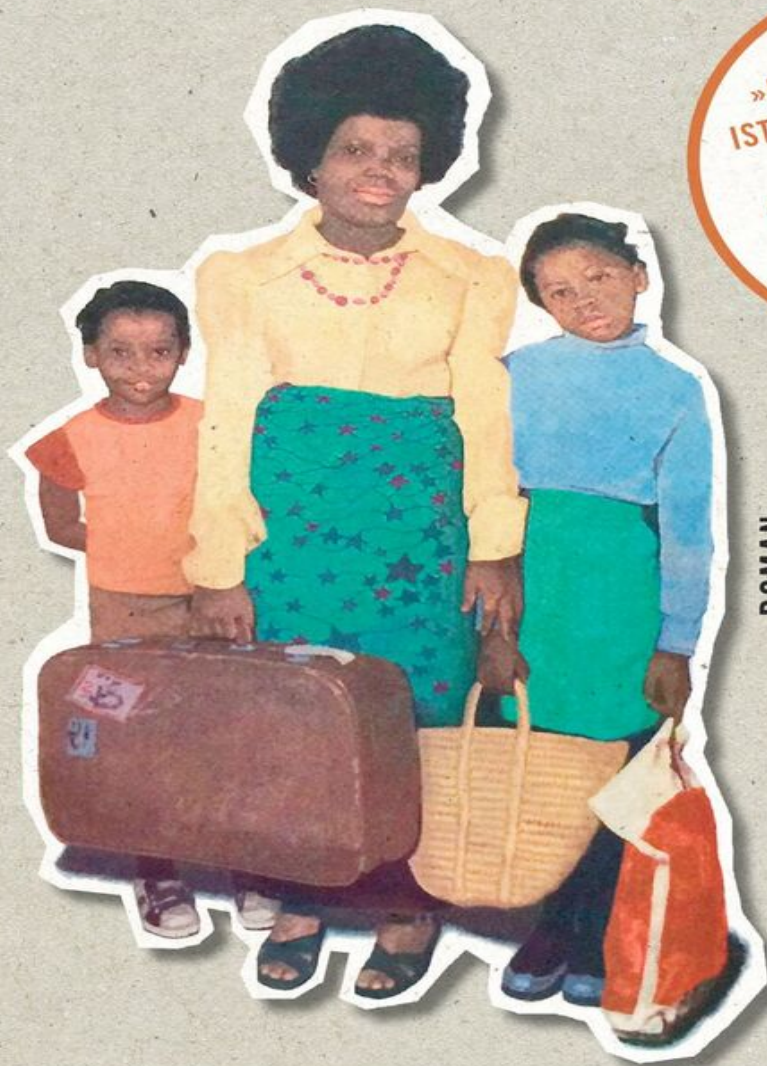


Buchi Emecheta



»BUCHI EMECHETA
IST DIE URMUTTER DER
SCHWARZEN
FRAUENLITERATUR.«

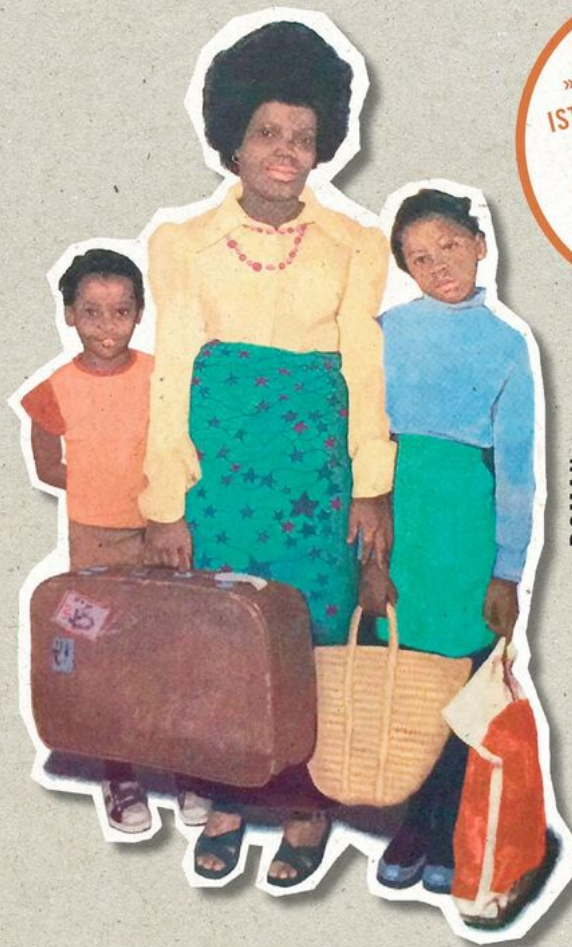
Bernardine
Evaristo

ROMAN

Second-Class Citizen

Blütenbar

Buchi Emecheta



»BUCHI EMECHETA
IST DIE URMUTTER DER
SCHWARZEN
FRAUENLITERATUR.«

Bernardine
Evaristo

ROMAN

Second-Class Citizen

Blumenbar

Über das Buch

Dies ist die Geschichte von Buchi Emechetas Alter Ego Adah: Als überaus begabtes Mädchen wächst sie in einfachen Verhältnissen in Nigeria auf und will mehr, viel mehr. Unermüdlich kämpft sie für ihre Bildung und Freiheit. Schließlich geht sie mit ihrem Mann nach London. Doch es ist Adah, die die Familie ernährt und die fünf Kinder großzieht. Es ist Adah, die sich der Zumutungen und Gewalt durch ihren Mann erwehren muss. Als der ihr erstes Manuskript verbrennt, verlässt sie ihn und bringt die Kinder allein durch. Sie blickt den Anstrengungen zuversichtlich entgegen, denn sie weiß: Sie wird Schriftstellerin werden. Man kann nicht anders, als Buchi Emechetas Leben so sehr zu bewundern wie ihr vielfach ausgezeichnetes Werk, das in Deutschland bislang beinahe unentdeckt geblieben ist.

Über Buchi Emecheta

Buchi Emecheta (1944-2017) wurde in Lagos in Nigeria geboren. Früh verließ sie die Schule, heiratete und bekam

ein Kind. Sie begleitete ihren Mann nach London, wo er studierte. Im Alter von 22 Jahren trennte sie sich von ihm und schloss ihr Soziologiestudium mit Auszeichnung ab, während sie ihre fünf Kinder versorgte und in den frühen Morgenstunden schrieb. »Second-Class Citizen« beschreibt ihren Lebensweg romanhaft. Buchi Emechetas umfangreiches und mehrfach ausgezeichnetes Werk gilt als Meilenstein der Schwarzen Literatur und wird von Autorinnen wie Bernardine Evaristo und Chimamanda Ngozi Adichie verehrt.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlage.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir
jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Buchi Emecheta

**Second-Class Citizen: Der
Klassiker der Schwarzen
feministischen Literatur**

Roman

Aus dem Englischen von Marion Kraft

 aufbau digital

Inhaltsverzeichnis

Titelinformationen

Informationen zum Buch

Newsletter

Widmung

1 Kindheit

2 Flucht ins Elitäre

3 Ein kalter Empfang

4 Die Tagesmütter

5 Eine teure Lektion

6 »Sorry, keine Schwarzen«

7 Das Ghetto

8 Die Rolle akzeptieren

9 Die Regeln lernen

10 Die Regeln anwenden

11 Geburtenkontrolle

12 Der Zusammenbruch

13 Aus dem Sumpf gezogen

Impressum

Für meine geliebten Kinder Florence, Sylvester, Jake,
Christy und Alice, ohne deren liebenswerte
Hintergrundgeräusche dieses Buch nicht hätte geschrieben
werden können.

1 Kindheit

Alles hatte wie im Traum begonnen. Wie in einem dieser Träume, die aus dem Nichts zu kommen scheinen, deren Existenz einem jedoch schon immer klar war. Man konnte ihn spüren und sich – zunächst unbewusst – von ihm leiten lassen, bis er schließlich wirklich und allgegenwärtig wurde.

Adah wusste nicht, woher ihr Traum kam oder wann alles begonnen hatte. Ein erster Anhaltspunkt in diesem Treiben im Nichts war die Zeit, als sie etwa acht Jahre alt war. Sie war sich nicht einmal sicher, ob sie genau acht war, denn sie kam als Mädchen auf die Welt, obwohl alle einen Jungen erwartet und vorhergesagt hatten. Folglich war sie eine große Enttäuschung für ihre Eltern, ihre engere Familie und für ihre ganze Sippe, so dass niemand daran dachte, ihre Geburt zu registrieren. Sie war zu unbedeutend. Eines war jedoch klar: Sie wurde während des Zweiten Weltkriegs geboren. Sie meinte acht gewesen zu sein, als ihr Traum sie zu leiten begann. Ein jüngeres Kind hätte sich nicht so viel Unfug ausdenken können. Wenn sie jetzt als Erwachsene an all das zurückdachte, taten ihr ihre Eltern leid. Aber sie waren selbst schuld. Sie hätten sie gar nicht erst bekommen sollen. Das hätte vielen Menschen eine Menge Kopfschmerzen erspart.

Ja, überlegte Adah, sie musste acht gewesen sein, als ihre Mutter und all die anderen Frauen von gesellschaftlichem Rang eifrig damit beschäftigt waren, den ersten Rechtsanwalt in der Stadt Ibuza willkommen zu heißen. Immer wenn Adah gesagt wurde, sie gehöre nach Ibuza, hatte sie Schwierigkeiten, das zu verstehen. Man erzählte ihr, ihre Eltern und viele ihrer Tanten und Onkel seien aus Ibuza, einer schönen Stadt, wie sie sagten. Früh hatte man ihr beigebracht, dass die Menschen in Ibuza freundlich waren, dass das Essen dort frisch, das Quellwasser pur und die Luft sauber war. Die Vorzüge von Ibuza wurden so hochgelobt, dass Adah bald die Tatsache, in einem gottverlassenen Ort wie Lagos auf die Welt gekommen zu sein, als Unglück betrachtete. Ihre Eltern sagten, Lagos sei eine schlechte Stadt, um Kinder großzuziehen. Denn dort schnappten sie den Yoruba-Ngbati-Akzent auf. Lagos sei auch deshalb nicht gut, weil es eine Stadt war, in der das Gesetz die oberste Gewalt hatte. In Ibuza, sagten sie, nahm man das Gesetz in die eigenen Hände. Wenn eine Frau dein Kind misshandelte, gingst du geradewegs in ihre Hütte, zerrtest sie heraus, verprügeltest sie oder wurdest verprügelt, je nachdem. Wenn du also nicht herausgezerrt und verprügelt werden wolltest, misshandeltest du das Kind einer anderen Frau nicht. Lagos war schlecht, weil ein solches Verhalten nicht erlaubt war. Dort musstest du dein

Temperament zügeln, was gegen das Gesetz der Natur war, lehrte man Adah.

Die Frauen aus Ibuza, die in Lagos lebten, bereiteten sich auf die Ankunft des ersten Anwalts der Stadt vor, der aus dem Vereinigten Königreich kam. Wenn Adahs Vater vom »Vereinigten Königreich« redete, schien das so gewaltig wie der Lärm, den man mit Bomben assoziiert. Der Begriff war so tiefgründig und geheimnisvoll, dass er ihn immer mit gedämpfter Stimme aussprach. Dabei setzte er eine so respektvolle Miene auf, als meinte er Gottes Allerheiligstes. In das Vereinigte Königreich zu gehen musste sein, wie Gott einen Besuch abzustatten. Also war es im Vereinigten Königreich wohl wie im Himmel.

Die Frauen von Ibuza kauften alle den gleichen Baumwollstoff im UAC-Kaufhaus und machten daraus Lappas und Blusen im selben Stil. Sie färbten ihr Haar und glätteten es mit heißen Kämmen, damit sie europäisch aussahen. Keine, die bei Verstand war, hätte auch nur im Traum daran gedacht, mit natürlich krausen Haaren einen Anwalt aus dem Vereinigten Königreich zu begrüßen. Sie komponierten Lieder, in die sie den Namen des Anwalts einbauten. Diese Frauen waren so stolz auf ihn, weil er für sie so etwas wie die Ankunft des Messias bedeutete; eines Messias nur für die Menschen von Ibuza; eines Messias, der in die Politik gehen würde, um für ihre Rechte zu kämpfen; eines Messias, der sich darum kümmern würde,

dass Ibuza Elektrizität bekam und eine geteerte Straße (die Adahs Mutter »Kol teer« nannte). O ja, Anwalt Nweze würde alles Mögliche für die Leute von Ibuza tun.

Adahs Mutter war Näherin und schneiderte die meisten der Blusen. Adah hatte Glück, weil aus einigen der Stoffreste ein Kleid für sie wurde. Sie erinnert sich noch immer daran. Es war viel zu groß für sie, und sie schwamm fast darin. Ihrer Mutter wäre es niemals in den Sinn gekommen, für sie ein Kleid in passender Größe zu nähen. Sie würde ja doch bald herauswachsen. Obwohl sie ein kleines Mädchen war, zu dünn für ihr Alter, was immer das auch hieß, musste sie also stets Kleider tragen, die drei oder vier Nummern zu groß waren. Das war ein Grund für ihre Vorliebe für ihre alten Kleider, weil diese ihr dann endlich passten. Mit dem neuen »Anwaltskleid« war sie jedoch so glücklich, dass sie ihre Mutter bat, die Frauen an diesem großen Tag zum Apapa Kai begleiten zu dürfen. Sie war tieftraurig, als ihr klar wurde, dass man ihr das nicht erlauben würde, weil das Ereignis auf einen Schultag fiel.

Schule, da verstanden die Igbos keinen Spaß! Sie hatten schnell erkannt, dass Bildung der Retter aus Armut und Krankheit war. Jede Igbo-Familie achtete auf eine gute Ausbildung ihrer Kinder. Jungen wurden dabei jedoch gewöhnlich bevorzugt. Obwohl Adah ungefähr acht war, wurde immer noch darüber diskutiert, ob es richtig sei, sie zur Schule zu schicken. Sollte man sich dafür entscheiden,

war es sehr zweifelhaft, ob es sinnvoll wäre, sie lange hingehen zu lassen. Adah hatte ihre Mutter zu Freundinnen sagen hören: »Ein oder zwei Jahre reichen, damit sie ihren Namen schreiben und zählen kann. Dann wird sie nähen lernen.« Bald darauf kam Adahs jüngerer Bruder Boy auf die Schule.

Zu dieser Zeit machte sich Adahs Traum zum ersten Mal bemerkbar. Immer wenn sie Boy zum Ladi-Lak-Institut brachte, wie die Schule genannt wurde, stand sie am Tor und beobachtete ihre Freundinnen, die sich alle am Eingang zum Schulgebäude aufstellten. Sie sahen so sauber und ordentlich aus in ihren hübschen marineblauen Schürzen. Ladi-Lak war damals wie auch heute noch eine sehr kleine Grundschule. Die Kinder wurden weder in Yoruba noch in einer anderen afrikanischen Sprache unterrichtet. Deshalb war die Schule so teuer. Die Eigentümerin war im Vereinigten Königreich ausgebildet worden. Zu der Zeit war mehr als die Hälfte der Kinder in der Schule Igbos und sehr von den Standards der Mittelklasse geprägt. Adah stand dort voller Neid. Später wich dieser Neid einer Frustration, die sich in vielen kleinen Dingen äußerte. Sie log aus Spaß am Lügen. Sie empfand insgeheim Freude daran, ihrer Mutter nicht zu gehorchen. Denn sie dachte sich: *Wenn Ma nicht wäre, hätte Pa dafür gesorgt, dass ich mit Boy zur Schule hätte gehen können.*

Eines Nachmittags saß Ma auf der Veranda ihres Hauses in der Akinwunmi Street. Sie hatte mit Adahs Hilfe das Mittagessen zubereitet, und beide hatten gegessen. Ma begann ihr Haar aufzumachen, um es neu zu flechten. Adah hatte das schon Tausende Male gesehen, und es langweilte sie. Sie hatte nichts zu tun, niemanden zum Spielen und konnte sich noch nicht einmal irgendwelchen Unfug ausdenken. Dann kam ihr plötzlich ein Gedanke. Ja, sie würde zur Schule gehen. Nicht nach Ladi-Lak, denn Boy war dort, sie könnten für sie Schulgeld verlangen, und es war eine so teure Schule. Sie würde in die Methodisten-Schule gleich um die Ecke gehen. Die war billiger. Ma hatte gesagt, dass ihr die Schuluniform gefalle, und die meisten ihrer Freundinnen gingen dorthin. Mr Cole, ihr Nachbar aus Sierra Leone, der gleich neben ihnen wohnte, unterrichtete dort. Ja, dahin würde sie gehen.

Ihr Kleid war sauber genug, wenn auch zu groß. Sie hatte jedoch eine Idee, wie sie es etwas verschönern konnte. Sie ging in ihr Zimmer, holte einen alten Schal und drehte ihn so ein, dass er aussah wie die Seile der Palmenkletterer. Sie band ihn um ihre schmale Taille und zog das sackartige Kleid ein wenig hoch. Andere Kinder gingen mit Schiefertafeln und Stiften in die Schule. Sie hatte keine. Sie würde sich lächerlich vorkommen, ohne Tafel und Stift in die Schule zu marschieren. Dann kam ihr noch eine Idee. Sie hatte Pa oft beim Rasieren zugeschaut: Er nahm dann

ein Stück von einer zerbrochenen Schiefertafel, an dem er immer ein merkwürdig gebogenes Messer schärfte. Adah hatte ihm immer fasziniert dabei zugesehen. Danach rieb er etwas Karbolseifenschaum auf sein Kinn und rasierte sich. Adah dachte an dieses Stückchen Schieferplatte. Das Problem war bloß, dass es so klein war. Es würden nur wenige Buchstaben darauf passen, aber ein kleines Stück war besser als gar keine Tafel. Sie steckte es in das Oberteil ihres Kleides und war sicher, dass ihr Schal-Gürtel es festhalten würde. Das Glück war auf ihrer Seite. Bevor sie aus dem Zimmer ging, war eine von Mas unzähligen Freundinnen zu Besuch gekommen. Die beiden Frauen waren so in ihr Geplauder vertieft, dass sie nicht bemerkten, wie Adah an ihnen vorbeischlüpfte.

So ging Adah zur Schule und lief, so schnell sie konnte, damit niemand sie noch aufhalten würde. Sie traf keine von Mas Freundinnen, denn es war früher Nachmittag und sehr heiß. Die meisten Leute waren zu erschöpft, um zu dieser Zeit auf die Straßen zu gehen. Sie war müde vom Rennen und begann wie ein lahmes Pferd zu traben. Als sie auch das nicht mehr konnte, ging sie langsam weiter. Bald war sie an der Schule angelangt. Auf dem Gelände gab es zwei Gebäude. Eines davon war die Kirche. Sie wurde nie als Klassenraum benutzt, hatte Adah von ihren Freundinnen gehört. Sie wusste, welches Haus die Kirche war. Zwar ging sie noch nicht zur Schule, aber sie besuchte die

Sonntagsschule dort. Entschlossen und mit erhobenem Kopf ging sie ins andere Gebäude und suchte Mr Coles Klasse. Das war nicht schwer, denn alle Klassen waren nur durch niedrige Pappwände abgeteilt. Sie musste nur den Mittelgang entlanggehen.

Als sie Mr Cole erblickte, ging sie in seine Klasse und stellte sich hinter ihn. Die anderen Kinder schauten von ihren Aufgaben auf und starrten verwundert auf Adah. Zunächst herrschte ein so greifbares Schweigen, dass man es beinahe festhalten und spüren konnte. Dann begann ein albernes Kind zu gickeln. Andere folgten bald, bis fast alle so unkontrolliert kicherten, dass Mr Cole auf die scheinbar verrückt gewordenen Kinder starrte. Dann passierte es. Das Mädchen, das mit dem Kichern angefangen hatte, bedeckte den Mund mit einer Hand und zeigte mit der anderen auf Adah.

Mr Cole war ein Afrikaner von sehr großer Statur, sehr jung, sehr gut aussehend. Er war ein wirklich schwarzer Mann. Seine Schwärze leuchtete wie poliertes schwarzes Leder. Er war sehr zurückhaltend, aber immer wenn er Adah auf seinem Weg zur Schule begegnete, lächelte er sie an. Adah war sicher, Mr Cole würde sie jetzt vor all diesen kichernden Idioten mit diesem aufmunternden Lächeln begrüßen. Mr Cole wirbelte dermaßen schnell herum, dass Adah einen Schritt zurückwich. Sie hatte keine Angst vor ihm, aber die Bewegung seiner großen Gestalt kam zu

schnell und zu plötzlich. Nur Gott wusste, was er hinter sich zu sehen erwartete. Einen großen Gorilla vielleicht oder ein wandelndes Phantom. Doch alles, was er sah, war Adah, die ihn anstarrte.

Gott segne Mr Cole. Er lachte nicht. Er verstand die Situation sofort und schenkte Adah sein besonderes Lächeln. Dann streckte er die Hand aus, führte sie zu einem Jungen, der Krätze auf dem Kopf hatte, und bedeutete ihr, sich hinzusetzen. Adah verstand nicht, was sie mit dieser Geste anfangen sollte. Sie dachte, Mr Cole hätte sie fragen sollen, warum sie gekommen war. Doch bestärkt durch sein Lächeln, sagte sie mit ihrer kleinen Stimme laut:

»Ich bin zur Schule gekommen – meine Eltern wollen das nicht!«

Die Klasse fiel einmal mehr in Schweigen. Der Junge mit Skabies auf dem Kopf (er wurde später Dozent im Stadtkrankenhaus von Lagos) gab ihr ein Stück von seinem Stift, Adah kitzelte los und genoss den Geruch von Krätze und trockenem Schweiß. Sie würde diesen Schulgeruch nie vergessen.

Der Tag verging viel zu schnell nach Adahs Geschmack. Doch sie mussten jetzt nach Hause gehen, versicherte Mr Cole. Ja, natürlich könne sie wiederkommen, wenn sie wollte. Wenn ihre Eltern das nicht erlaubten, würde er ihr auch so das Alphabet beibringen. Wenn Mr Cole bloß ihre

Eltern nicht ins Spiel brachte. Für Pa wäre es schon in Ordnung. Nun, er würde ihr wahrscheinlich ein paar Stockschläge verpassen – sechs oder so, nicht zu viele –, aber Ma würde sie nicht mit dem Stock hauen, sondern ohrfeigen – klatsch, klatsch – und den Rest des Tages keifen.

Sie glaubte, diese frühen Erfahrungen mit Ma waren der Grund, warum sie so wenig von ihrem eigenen Geschlecht hielt. Irgendjemand hatte einmal irgendwo gesagt, dass unser Charakter gewöhnlich in jungen Jahren geprägt wird. Dieser irgendwer hatte recht. Frauen machten Adah bis heute nervös. Sie hatten so eine Art, ihr Selbstvertrauen zu schwächen. Sie hatte eine oder zwei Freundinnen, mit denen sie über das Wetter und über Mode sprach. Aber wenn es echte Probleme gab, wandte sie sich lieber an einen Mann. Männer waren so zuverlässig, so sicher.

Mr Cole ging mit ihr zum Stand einer Frau, die Boli verkaufte. Das ist in Yoruba die Bezeichnung für geröstete Kochbananen. Die Frauen benutzten offene Tiegel, in denen sie eine Art Kohlefeuer machten. Dieses wurde mit Drahtnetzen bedeckt, auf die die geschälten Bananen zum Rösten gelegt wurden. Mr Cole kaufte ihr ein großes Boli und sagte ihr, sie solle keine Angst haben. Doch alles war anders, als sie zu ihr nach Hause kamen. Dort waren die Dinge völlig aus dem Ruder gelaufen.

Ein großes Tohuwabohu war im Gange. Man hatte Pa von der Arbeit gerufen. Ma war festgenommen und der Verletzung der Aufsichtspflicht beschuldigt worden. Das Kind, das den ganzen Aufruhr verursacht hatte, war die kleine Adah, die nun alle ängstlich und dennoch triumphierend anstarrte. Auf der Polizeistation hatte man Ma gezwungen, eine große Schale Gari mit Wasser zu trinken. Gari ist ein geschmackloses Mehl aus Maniok. Gekocht und mit Suppe verzehrt, schmeckt es köstlich. Doch die rohe, in Wasser aufgelöste Brühe, die Ma trinken musste, war eine Tortur, ein wahres Fegefeuer!

Diese Polizisten! Adah fragte sich immer noch, woher ihre vielen ungeschriebenen Gesetze kamen. Das alles geschah im Polizeirevier nahe dem Sabo-Markt. Ma sagte den Beamten mit Tränen in den Augen, dass sie kein Gari mehr herunterbekäme. Sie solle alles austrinken, wurde ihr in einem Ton befohlen, dass Adah sich hinter Mr Cole versteckte. Wenn sie das nicht machte, würde sie vor Gericht gestellt, sagten die Polizisten weiter. Wie diese schrecklichen Männer über ihre eigenen Witze lachten und was für eine Furcht sie Adah einjagten! Mit weit geöffneten Augen trank Ma weiter. Adah hatte Angst und begann zu weinen. Pa, der bis dahin wenig gesagt hatte, bat die Polizisten aufzuhören. Sie sollten Ma jetzt gehen lassen, erklärte er, denn sie hätte ihre Lektion gelernt. Sie war sehr geschwätzig und sehr sorglos. Sonst hätte Adah nicht

so einfach weglaufen können. So sind Frauen. Sie sitzen zu Hause, essen, schwätzen, schlafen und kümmern sich noch nicht einmal ordentlich um ihre Kinder. Doch die Polizisten sollten ihr jetzt verzeihen, denn sie hätte nun genug Gari getrunken.

Der Polizeichef dachte über diese Bitte nach und sah dann wieder lächelnd auf Ma, die sich die Schüssel mit Gari an den Mund hielt. Er hatte Mitleid mit Ma, aber er warnte sie. Sollte so etwas noch einmal passieren, würde er sie persönlich vor Gericht bringen.

»Du weißt, was das heißt«, donnerte er.

Ma nickte. Sie wusste, das bedeutete zweierlei: eine hohe Geldstrafe, die sie nie würde bezahlen können, oder Gefängnis, das sie »Begängnis« nannte. Sie gaben ihr den Rat, eine von ihren farbenfrohen Lappas zu verkaufen und Adah zur Schule zu schicken, weil sie wie ein sehr lernbegieriges Kind wirke. An diesem Punkt warf Ma Adah einen merkwürdigen Blick zu – eine Mischung aus Angst, Liebe und Erstaunen. Adah wich zurück und klammerte sich immer noch an Mr Cole.

Als sie vom Revier nach Hause kamen, hatte sich die Nachricht bereits verbreitet. Adah hat ihre Mutter fast ins »Begängnis« gebracht. Dieser Satz wurde so oft wiederholt, dass Adah allmählich stolz auf ihre impulsive Entscheidung war. Sie fühlte sich als Siegerin, besonders als sie hörte, dass Pas Freunde ihm den Rat gaben, sie auf

jeden Fall möglichst bald zur Schule zu schicken. Dieses Gespräch fand auf der Veranda statt, wo die Besucher zwei kleine Fässer Palmwein leerten, um ihre trockenen Kehlen zu befeuchten. Als sie gingen, war Adah allein mit ihren Eltern.

Es kam alles nicht so schlimm, wie sie befürchtet hatte. Pa holte den Stock hervor und verpasste ihr Ma zuliebe ein paar Schläge. Adah machte es nichts aus, denn sie waren nicht hart. Vielleicht war Pa von den Gesprächen mit seinen Freunden besänftigt worden, denn als Adah nach den Hieben weinte, kam er und redete ernsthaft wie mit einer Erwachsenen mit ihr. Er nannte sie bei ihrem Kosenamen »Nne nna«, was »Vaters Mutter« heißt und der Bedeutung von Adahs richtigem Namen sehr ähnelt. Wie es zu diesem Namen gekommen war, ist eine Geschichte für sich.

Als Pas Mutter im Sterben lag, hatte sie ihm versprochen, als seine Tochter zurückzukommen. Sie war sehr traurig, dass sie ihn nicht großziehen konnte. Pa war erst fünf, als sie starb. Sie würde wiederkommen, hatte sie ihm versichert, um ihn dafür zu entschädigen, dass sie ihn so jung verlassen musste. Nun, Pa wurde erwachsen und heiratete Ma in der Christ Church in Lagos, einer christlichen Kirche. Aber Pa vergaß das Versprechen seiner Mutter nicht. Er hatte nur den Vorbehalt, dass sein erstes Kind kein Mädchen sein sollte. Aber seine Mutter war ungeduldig! Ma bekam ein Mädchen. Pa dachte, Adah sei

das Ebenbild seiner Mutter, obwohl Adah zwei Monate zu früh auf die Welt gekommen war. Er war sich ganz sicher, dass das kleine, feuchte, affenähnliche Ding mit dem unfertigen Gesicht seine »wiedergekehrte« Mutter war. So wurde Adah mit einer Reihe von Namen belegt: »Nne nna«, »Adah nna«, »Adah Eze«! Adah Eze bedeutet Prinzessin, Tochter eines Königs. Mitunter nannte man sie Adah Eze, zuweilen Adah nna und manchmal Nne nna. Doch diese Namenskombinationen waren zu lang und verwirrend für Adahs Yoruba-Freundinnen und Spielkameraden und besonders für die ungeduldige Ma. So wurde sie einfach zu Adah. Das war ihr ganz recht; der Name war kurz, und alle konnten ihn aussprechen. Als Heranwachsende besuchte sie die Methodisten-Oberschule für Mädchen in Lagos, wo sie Kontakt zu europäischen Missionaren hatte. Ihr Name gehörte zu den Ersten, den diese behielten und korrekt aussprachen. Dadurch war sie meist im Vorteil gegenüber anderen Mädchen mit langen Namen wie Adebisi Gbambose oder Oluwafunmilayo Olorunshogo!

So kam es, dass Adah zur Schule ging. Pa hielt nichts davon, sie in die Methodisten-Grundschule zu schicken. Sie sollte in eine bessere gehen, ins Ladi-Lak. Sicher hätte sich der Erfolg bei ihr früher eingestellt, wenn Pa am Leben geblieben wäre. Aber er starb kurz darauf. Ada und ihr

Bruder Boy wurden in eine schlechtere Schule geschickt. Trotz alledem hat Adahs Traum sie nie verlassen.

Es war verständlich, dass Ma sich weigerte, sie zur Begrüßung des neuen Anwalts mitzunehmen. Adah hatte erst einige Wochen vor den Vorbereitungen für die Ankunft des großen Mannes mit der Schule begonnen. Ma wurde richtig wütend auf Adah, dass sie um so etwas bat.

»Deinetwegen musste ich erst letzten Monat Gari trinken, bis mein Bauch fast platzte, nur weil du zur Schule gehen wolltest. Jetzt gehst du in die Schule und willst zum Kai. Nein, du kommst nicht mit. Du hast die Schule gewählt. Jetzt gehst du dahin, bis du grau wirst.«

Wie recht Ma hatte! Adah würde nie aufhören zu lernen. Seit jener Zeit lernt sie, bis heute.

Adah machte ein langes Gesicht. Wenn sie das nur früher gewusst hätte, wäre ihr Schuldrama erst nach der Ankunft von Rechtsanwalt Nweze aufgeführt worden. Doch wie sich herausstellte, verpasste sie nicht viel. Die Frauen übten mehrmals ihre Lieder und zeigten sich in ihrer neuen Tracht, die sie Ezidiji ji de ogoli, ome oba nannten, was so viel heißt wie: »Wenn sich ein guter Mann eine Frau nimmt, wird sie zur Königin.« Sie flochten den Namen ihrer Kleidung in ein Lied ein, und es war eine Freude, diese Frauen in all ihrer kindlichen Unschuld zu hören und zu sehen. Ihre Bedürfnisse waren einfach und leicht zu befriedigen; nicht wie die ihrer Kinder, die sich später in

dem verworrenen Netz der Industrialisierung verfangen. Adahs Ma hatte keine Erfahrung mit dem Abzahlen von Hypotheken; sie wusste nicht, was es bedeutete, ein Familienauto zu besitzen oder sich über seine Ausstattung Gedanken zu machen. Sie machte sich keine Sorgen wegen der Umweltverschmutzung, der Bevölkerungsexplosion oder Race-Problemen. War es daher überraschend, dass sie glücklich war, nichts ahnend von den sogenannten Freuden der Zivilisation und ihren Fallen?

An jenem Tag gingen diese glücklichen Frauen zum Kai, um jemanden willkommen zu heißen, der diese Zivilisation kannte, die sie schon bald alle im Griff haben sollte wie Opium. An jenem Tag waren sie glücklich, diesen Mann zu begrüßen.

Sie trugen ihre neue Tracht. Adah erinnerte sich bis heute an die Farben. Auf dunklem Samt leuchteten blassblaue Zeichnungen von Federn. Die Kopftücher waren rot und so gebunden, dass noch etwas von dem geglätteten Haar der Frauen zu sehen war. Die Schuhe waren aus schwarzem Wildleder und hießen »Neun-Neun«. Niemand wusste wirklich, warum. Vielleicht war es wegen des Rhythmus der Wiederholung. Jedenfalls trugen sie diese »Neun-Neun-Schuhe« zu ihrem »Ezidijii ji de ogoli, ome oba« und hatten frische Flaschenkürbisse gekauft, die sie mit farbenfrohen Perlenschnüren schmückten. Wenn man mit diesen Kürbissen rasselte, klangen sie wie bei einer

spanischen Samba mit einem wilden animalischen Unterton.

Sie hatten viel Spaß, erzählten sie Adah später. Glücklicherweise tanzten sie am Kai und schüttelten ihre bunten Kürbisse. Die ankommenden Europäer starrten sie staunend an. Sie hatten so etwas noch nie gesehen. Auf dem Höhepunkt machte ein Engländer Fotos von ihnen. Er wählte besonders Frauen mit Babys auf dem Rücken für mehrere Schnappschüsse aus. Ma und ihre Freundinnen waren überglücklich, dass ein Europäer Fotos von ihnen machte. Das war noch in der Zeit vor der Unabhängigkeit Nigerias, als fast jedes Schiff aus England Hunderte von englischen Hochschulabsolventen und Ärzten brachte, die in den Schulen und Krankenhäusern von Lagos arbeiten sollten.

Die wenigen Lücken in der magischen Geschichte von Nwezes Ankunft wurden von Pa gefüllt. Die Männer von Ibuza hießen ihn am folgenden Sonntag willkommen. An Wochentagen konnten sie ihre Arbeitsplätze nicht verlassen. Pa sagte, der Anwalt habe keine zerstampften Süßkartoffeln mehr hinunterbekommen. Er aß auch kein Stück Fleisch vom Knochen. Das Essen, das sie für ihn zubereiteten, musste tagelang gekocht werden, bis es fast nur noch Brei war. »Ich fühlte mich richtig krank«, sagte Pa und spuckte auf den Boden. »Es erinnerte mich an das armselige, wässrige Essen, das wir in der Armee bekamen. Aber immerhin hat er keine weiße Frau mitgebracht«, fuhr

Pa fort. Alle seine Freunde stimmten zu, dass das eine gute Sache sei. Hätte Nweze eine *weiße* Frau nach Ibuza mitgebracht, würde Oboshi sie mit Lepra heimsuchen.

In der Erinnerung an all diese Tabus und an den Aberglauben der Igbos im westlichen Nigeria musste Adah innerlich lachen. Sie war damit groß geworden. Es war ein Teil von ihr. Aber jetzt, in den siebziger Jahren, amüsierte sie der Gedanke daran. Das Seltsamste an diesen Ideen und Vorstellungen war, dass sie das Denken ihrer Leute immer noch auf eine schmerzhaft Weise im Griff hatte. Niemand wagte es, irgendetwas davon zu ignorieren. Lepra galt als eine Krankheit, mit der die Göttin des größten Flusses in Ibuza jeden verfluchte, der es wagte, eine der Traditionen der Stadt zu missachten.

Pa und seine Freunde sprachen also einen Toast auf die Göttin des Flusses Oboshi aus, die es dem Anwalt Nweze nicht gestattet hatte, vom rechten Weg abzukommen. Dass sie stark genug war, die Gedanken von Nweze zu leiten, war ein Beweis ihrer Macht. Sie tranken erneut auf sie.

Später fragte sich Adah, was mit dieser Flussgöttin plötzlich los war. In ihrer Nähe wurde Öl entdeckt, und sie erlaubte der Ölgesellschaft, danach zu bohren, ohne sie mit Lepra zu verfluchen. Die Arbeiter waren fast alle *weiß*. Das war eine Überraschung. Vielleicht hatten größere Götter Oboshi schon vor Langem überflüssig gemacht. Das hätte Adah nicht gewundert, denn zu dieser Zeit wurden viele

nicht mehr gebraucht, selbst Gottheiten nicht. Wenn nicht entlassen, musste sie in eine Art Rip-Van-Winkle-Schlaf gefallen sein, denn sie hatte es auch den Hausa-Soldaten gestattet, zu kommen und ihre Söhne zu massakrieren. Außerdem hatten einige Männer von Ibuza *weiße* Frauen geheiratet, ohne Lepra zu bekommen. Erst im letzten Jahr hatte eine Ibuza-Hochschulabsolventin einen *weißen* Amerikaner geheiratet! Oboshi war offensichtlich schneller als die meisten ihrer Söhne und Töchter bereit, sich auf die neue Zeit einzustellen.

Jedenfalls sprach man noch monatelang über die Ankunft Nwezes. Adah erzählte ihren Schulfreundinnen von ihm und sagte, er sei ihr Cousin. Nun, wenn alle nur prahlten, konnte sie das auch. Doch sie legte einen geheimen Eid ab, dass sie eines Tages in dieses Vereinigte Königreich gehen würde. Ihre Ankunft dort würde der Gipfelpunkt all ihres Ehrgeizes sein. Sie wagte es nicht, irgendjemand davon zu erzählen. Sie könnten sie auf ihren Geisteszustand untersuchen lassen oder so etwas. Ein kleines Mädchen wie sie, dessen Vater nur ein Eisenbahner war und dessen Mutter nichts außer der Igbo-Bibel und den anglikanischen Hymnen darin kannte, von der Einleitung bis zum Inhaltsverzeichnis, und immer noch glaubte, Jerusalem läge an der rechten Hand Gottes.

Dass sie eines Tages in das Vereinigte Königreich gehen würde, war ein Traum, den sie für sich behielt. Doch

Träume nehmen bald Gestalt an. Dieser lebte mit ihr und war ständig präsent.